

Die intellektuellen Beziehungen zwischen Franzosen und Deutschen

Autor(en): **Rychner, Max**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Wissen und Leben**

Band (Jahr): **24 (1921-1922)**

PDF erstellt am: **16.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-748989>

Nutzungsbedingungen

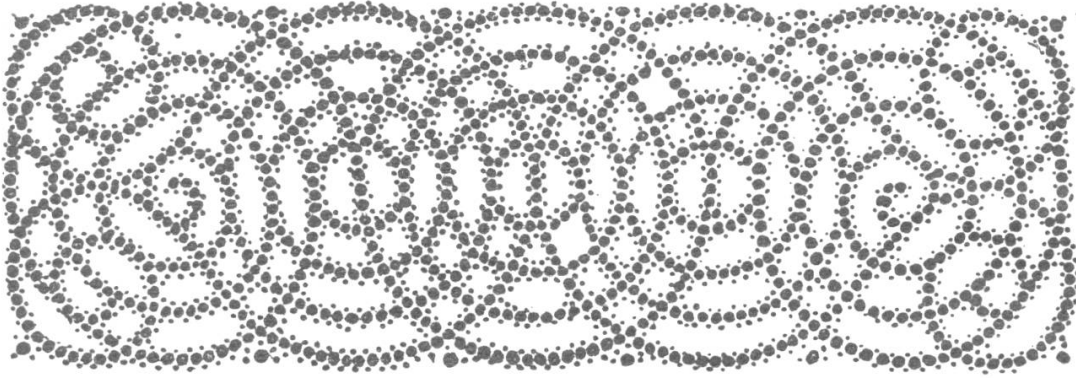
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



DIE INTELLEKTUELLEN BEZIEHUNGEN ZWISCHEN FRANZOSEN UND DEUTSCHEN

Die Zeit sollte vorbei sein, die jedem erstbesten Ignoranten erlaubte, in Doppelzungen über die deutsche Geistigkeit zu reden, von der er einzig erfahren hatte, dass dreiundneunzig Intellektuelle sich als Teilhaber an ihr ausgaben. Man sollte auch hoffen können, dass nicht mehr die lebendigsten Kräfte eines Schriftstellers von Rang sich dazu verunwerten lassen, um die Kultur eines Nachbarlandes mit reichlich platten Kniffen zu verächtigen, und dass die geistige Selbstkontrolle es nicht mehr zulässt, die von Instinkten zweideutigster Natur diktierte Polemik nachher selbstgewiss als „heilsame Kritik“ auszuschreien. Barrès kann ja mit Applaus einen politischen Komiker wie Gustav Roethe angreifen, aber er kann sich selber nicht vor der Komik schützen, die als einziges brauchbares Resultat dort entspringt, wo die Nationalisten zweier Lager aufeinanderschlagen. Die Funken, die in solchen Kämpfen stieben, sind nicht immer Geistesblitze, und dennoch lassen sich Allzuviele nur von ihnen erleuchten.

In den beiden Januarheften der *Revue Universelle* hat Maurice Barrès einen Aufsatz der Öffentlichkeit unterbreitet und ihn mit dem Titel versehen: „Quelles limites poser au germanisme intellectuel?“ Einiges Erstaunen kann man vor dieser Frage nicht völlig unterdrücken, denn der deutsche Geist hat in Frankreich kaum soviel Boden, dass man ihm schon Grenzen stecken müsste, und

der Boden, den er innehat, wird von heißköpfigen Patrioten nur aus Vorurteil zu den verwüsteten Gebieten gerechnet. Barrès sieht schon wieder graue Gefahren. Merkwürdigerweise erblickt ein anderer Schriftsteller, auf dessen Wort die freiesten Köpfe des heutigen Frankreichs erwartungsvoll gespannt hören, und der wohl ebenso sehr, nein, mehr Franzose ist als jener, der es einem so unaufhörlich unter die Nase reibt, bis man aus Abwehr zu niesen beginnt — also kurz: erblickt André Gide eine gleich drohende Gefahr in der Unkenntnis des deutschen Geistes. Er ist stark genug, um eine fremde Kultur nicht als Gefahr für die eigene zu fürchten, und überlegen genug, um mit Kritik dort einzusetzen, wo sie zu einer schmerzhaften Wohltat werden soll: bei den Landsleuten. Wie unendlich billig ist es schließlich, von Paris aus das germanische Wesen mit geölter Rhetorik zu benörgeln; es gibt ja immer genügend Hände, die sich zum Klatschen bringen lassen, weil die Köpfe sich keine Rechenschaft geben, wo jene Spiele mit Worten allzu ernst werden, sodass man die Hände davon lassen sollte. Wieviele aber erhoben Steine, um sie gegen Gide zu schleudern, der im Novemberheft 1921 der *Nouvelle Revue Française* zu all denen spricht, die guten Willens sind, im Geistigen keine Uniformen mehr anzuerkennen. „Eine Aufgeblasenheit“ nennt er den noch oft bekundeten Willen, Deutschland intellektuell zu isolieren, „eine Art von Selbstgenügsamkeit, die stets von Torheit begleitet wird und fatalerweise eine Entwicklungshemmung zur Folge hat, das heißt *Dekadenz*“. Wer hätte im achtzehnten Jahrhundert gewagt, diese Selbstverständlichkeit zu erwähnen? Es wird von Gide noch die Sprache sein, doch für ein paar Augenblicke muss man sich jetzt Herrn Barrès zuwenden.

Von Dekadenz spricht ebenfalls Barrès, und damit ist er auch schon beim deutschen Geist angelangt. Er meint es nicht böse mit ihm, im Gegenteil, er will ihm die Zähne bloß ausbrechen, damit er sich nicht selbst zerfleische. Denn manches an ihm ist nicht so ganz in Ordnung, wie es ein geistreicher Philantrop gern sähe. Es gibt da überflüssige Komplizierungen, die dem fremden Kritiker peinlich sind. Zum Beispiel — ein alter Vorwurf — der Hang zu Phantasien, die sich von der Wirklichkeit und ihren Kausalzusammenhängen frank emanzipieren. Das sollte nicht sein! Die Kobold- und Gnomemärchen — „n’y a-t-il pas là des formes

de magie qui dissimulent à l'excès les complications de la vie humaine organisée, de l'élément social réel?" Barrès wirft neue Lichter auf eine Kultur und entdeckt naturnotwendig einen Zusammenhang, welcher zwischen den Sagen von Elementargeistern und den Angriffen auf Belgien und Serbien besteht. Neben Ludendorff wird er also wohl auch Rubezahl und Konsorten vor die Schranken zu laden haben. Wiesehr vermag sich der Zivilisator der Gegenwart gegen die „brutalen Systeme“ der Edda oder der Nibelungenmythen zu ereifern, die zum großen Teil die Schuld auf sich nehmen müssen, wenn die Soldaten Hindenburgs in „taumelnder Raserei“ über die ihnen befohlenen Verwüstungen Tagebuchnotizen verfassten. Es wirkt etwa so, wie wenn ein Minister sagte, die Politik Karls des Großen habe den Krieg vorbereitet. Weiter: in welcher Sprache, ruft Barrès aus, gibt es eine so niederträchtige Redewendung wie „der rote Hahn“ für Feuersbrunst, worin sich die deutsche Zerstörungslust so recht schamlos offenbart. . . . Das ist noch nicht alles; es gibt Dinge, deren Verderblichkeit bis jetzt mit aller Hinterlist verheimlicht wurde, es lauern Gefahren auf die Menschheit, welche ihr ein apokalyptisches Schicksal bereiten könnten, wenn es nicht höhere Gewalten gut mit ihr meinten und den Erlöser mit der malerischen Stirnlocke gesandt hätten, es endlich zu verkündigen, es aufzudecken, es mit orgelhaften Brusttönen in das erlöst aufseufzende All zu geußten: das deutsche Lied ist eine Gefahr! Nun werden die beiden Grenadiere nicht mehr nach Frankreich ziehen können, weil in Lothringen Herr Barrès am Grenzpfahl steht und sie zurückscheucht, da sie sich von Schumann begleiten ließen. Und wenn „der Wanderer“ in das Land kommt, das jedem Menschen das zweite Vaterland sein will und kann, so läßt man ihn doppelt fühlen, dass er zwar überall, aber sonderlich dort ein Fremdling sei, wofür nicht ihn, aber seinen Komponisten die Schuld treffe. Er wird sodann zweifelt sich an Barrès wenden mit der Frage, warum das Glück stets da wäre, wo er selbst nicht sei, und der Geisterhauch des Barrès wird ihm über das Wesen des deutschen Liedes zurücktönen: „Tout ce qui en appelle à l'inconscient et qui peut paraître nous exalter jusqu'au sublime tend à réveiller l'animalisme“. Erschrocken wird der Wanderer fragen, wie sich die chansons vor solchen unzivilisierten Wirkungen bewahren, und die Antwort fällt

dem Kenner der Höhen und Tiefen sicherlich nicht schwer. Da ist sie schon: La chanson française n'a pas de mystère. Schluchzend wird der Wanderer Paris verlassen und wenig froh wieder ins Gebirge ziehen, woher er soeben kam; vielleicht wird er den Versuch machen, sein Inneres durch die Strophen von „Moi j'en ai marre“ in jene sublimen Klarheit emporzusingen, die Herr Barrès gern mit dem Chanson teilt, und in die ein Mysterium schon deshalb ebenso irrtümlich geraten wäre, wie in die Prosa dieses Schriftstellers, weil Barrès will, dass die Mysterien einzig in der Religion vorkommen sollen. Sie gehören in die Sonntagsmesse, in die der lothringische Bauer geht. So weiß dieser immer gleich, wo er „Mysterien“ beziehen kann und wie man sie meidet, falls der Bedarf noch gedeckt ist. Eine höhere logische Ordnung ersetzt tadellos funktionierend die natürliche, regelentbundene. Wer sähe nicht, dass es gut ist so?

Als er sich die *Salome* von Strauß anhörte, erkannte Barrès, dass in der germanischen Rasse ein dionysischer Geist lebe. „Diese Art von Lärm, oder vielmehr diese Intensität des Lärmes, der Schwingungen, sie erschien mir gefährlich.“ Und in der Poesie dieselbe Geschichte. Unparteiische sollten das einmal mit endgültigem Nachdruck feststellen; Barrès findet, dass sich die Ostasiaten am vorzüglichsten dazu eignen: „Il faudrait quelque éducateur chinois, japonais, vérifiant quelle est la sorte d'inconvénient que ces jolis contes peuvent laisser dans les âmes. Il faudrait quelqu'un tombant de la lune et disant aux Allemands: c'est très gentil, mais ça ne développe guère le sens des réalités sociales.“ Nun, um das zu sagen, brauchte einer nicht vom Monde gefallen zu sein, es genügte schon, dass er hienieden auf den Kopf fiel. Hätte es ein gewisslich hochzuschätzender chinesischer (oder japanischer) Erzieher gesagt, so wäre alles in Ordnung, aber wenn es ein Lothringer schreibt, der im Vorbeigehen obendrein noch den *Wilhelm Meister* dazu benützt, um zu zeigen „comment l'Allemand tend à tout dénaturer dans son moi“, dann wird das Niveau der Debatte zweier Kulturen peinlich. Auch Gottfried Keller muss sich ein kurzes Haarzausen gefallen lassen. Im *Don Correa* fragt die Farbige ihren weißen Gatten, ob das Meer lebendig sei und eine Seele habe, und erst von diesem Tage an erschließen sich gegenseitig die tieferen Regungen und Regionen der beiden

Menschen. Dieser Vorgang ist für Barrès zu mystisch, seine Methoden der seelischen Tiefseeforschung versagen hier. Er bemerkt: „Sans attacher une importance extrême à un exemple où il entre quelque chose de puéril, mais que le succès de l'auteur rend significatif, nous remarquerons qu'un romancier français estimerait que les choses ne sont pas si compliquées et qu'il y a, bien avant les régions profondes, un plan où peuvent se joindre et se comprendre des sensibilités hétérogènes“. Ehre den Schriftstellern aller Zungen, die sich vor dem Hineinfall in jene profunde Seelengegend bewahrten. Sie genießen das Glück, sich auf einem Plan zu tummeln, auf dem sie jeden Augenblick die Möglichkeit einer Verständigung mit Barrès haben. Die Geringschätzung für eine Kompliziertheit, die man mit Hilfe der eigenen Einfachheit nicht versteht, muss in seltsamen Instinkten den Grund haben, denn auch Barrès wird die Tabellen Gottes nicht nachgeprüft haben, worauf die absoluten Werte eingetragen sind und wo die Einfachheit a priori mehrkarätig erklärt wird als die vom gleichen Gott in gleichgebaute Menschen gelegte Kompliziertheit. Wenn von Schriftstellern eines literarisch höchstkultivierten Landes eine Novelle Kellers abgelehnt wird, weil die Psychologie zu „mystisch“ und zu wenig luzid sei, was sich dann leicht für die deutsche Literatur verallgemeinern lässt, so ist das doppelt bedauerlich, denn das Urteil stammt von Solchen, die dem Himmel danken, dass sie nicht sind wie jene, über die sie schreiben. Barrès hilft der französischen Literatur wenig, indem er Rezepte erfindet, wie die deutsche verstanden sein müsse. Er interpretiert diese ohne jenen Hauch von Liebe oder Ehrfurcht, ohne den man wohl zu Überblicken, kaum aber zu Einblicken gelangt und unbeschenkt von einer Literatur weggehen muss, da man die Formel „Sesam öffne dich“ für sie nicht fand. Seine Absicht ist, die „nützlichen von den schädlichen Elementen zu trennen“; er spricht also weniger, als ob es sich um Dichter und Denker handle, sondern um Schafe und Böcke.

Nicht jener Teil des Nationalismus von Barrès, welcher Liebe zu Frankreich ist, dürfte ihm verübelt werden; doch wo die Überheblichkeit gegen Andere beginnt, hört doch einiges auf. Lassen wir ihm über Nietzsche das Wort, da lernt man wenigstens etliches über Barrès: „C'est un malheur qu'on nous a raconté la vie de F. Nietzsche, un malheur pour lui, un bonheur pour nous. Sa vie

enlève toute autorité à son œuvre“. Glücklicher Barrès, der sich sein Leben klüger einzurichten weiß, dessen Leben man natürlich auch erzählt, was ein Glück für ihn ist und ein Unglück für uns, denn so erfährt man, dass die paar Gedanken, die Nietzsche nicht von Stendhal oder Renan hatte, zu jener Sorte gehören, die Maurice Barrès mit Leichtigkeit hegen kann, wenn es ihm gerade passt. „Mais pour ma part, j'avais trouvé ses thèses dans Stendhal, dans Renan et dans mon cœur d'enfant excédé par les grossièretés de l'internat et du quartier Latin. Seulement, ce que nous savons, il nous le dit avec une allure!“ Es ist verdienstlich von Barrès, dass er uns seine Gedanken, die sich auch Nietzsche machen konnte, in seiner eigenen Gangart vortrabbt. Während man indessen bei Nietzsche unzweideutig gewahr wird, dass man es tatsächlich mit Gedanken zu tun hat, ist bei der Lektüre von Barrès seitenlang jeder Zweifel berechtigt. Da liest man denn doch besser gleich André Suarès, der in den *Ecrits Nouveaux* über Nietzsche Dinge sagte, die vor allem Nietzsche nicht, sondern wirklich einzig Suarès denken konnte. Auf's innigste zu wünschen ist, dass sich Charles Andler mit seiner monumentalen Nietzschebiographie eine intellektuelle Gemeinde gewinnt, deren Hingabe an eine Gedankenwelt, die zwar nicht ihrem Land entwuchs, für alle europäisch Denkenden unendlich wertvoller sein muss als der treuste Glaube an die ewig trikoloren Reden des Maurice Barrès.¹⁾

* * *

Herr Barrès vermag indessen bei aller stimmlichen Begabung dennoch nicht, für sich die Geltung als Statthalter des französischen Geistes auf Erden zu annektieren. Es gibt in Paris Geister, die sich sträuben, an der Pflege eines Feindschaftsgefühls mitzutun, dessen Gründe und Parolen mit den Leitartikeln des Herrn Jules Sauerwein übereinstimmen. Die Handelsleute auf beiden Seiten reichen sich wieder die Hände (Pierre Hamp setzt mehr Hoffnung auf sie, als

¹⁾ Barrès hat seine Straßburgerreden „Le génie du Rhin“ in einem Bande gesammelt, über den Ernst Bertram in der Zeitschrift *Westmark* (Juni 1921) eine Studie schrieb und gegen die tendenziösen Geschichtsverdrehungen den richtigen Ton fand, den Barrès als Echo einzig zu hören bekommen sollte. Pierre Waline nimmt sich in der *Revue hebdomadaire* (18. Mars) seines Meisters an. Doch wer nicht schon vorher von dessen Unfehlbarkeit überzeugt war, wird es durch Waline nicht.

auf die Hirne der Intellektuellen), und nur die Vertreter des Geistes sollten so verstockt sein, von einander nicht profitieren zu wollen? Das wäre wohl ein wenig beschämend. In dieser Zeit ist die Rolle einer Zeitschrift doppelt wichtig, welche die fortgeschrittensten und fortschrittlichsten Köpfe eines Landes um sich zu scharen weiß. Frankreich hat mehr als eine, aber unter den guten ragt als beste die *Nouvelle Revue Française* hervor.

Was die Stellung der Zeitschrift zum geistigen Deutschland anlangt, so muss bemerkt werden, dass hier ein von keinen zweideutigen Passionen behinderter Wille zur Gerechtigkeit Sympathien erwirbt, die sich den andern, den Selbstgerechten, die da richten, versagen. Die noble und weitsichtige Leitung von Jacques Rivière, welcher seit dem Friedensschluss Direktor ist, verbürgt, dass mit künstlerischem Takt über die geistigen Strömungen eines Landes gesprochen wird, von denen Notiz zu nehmen der Großteil der Intellektuellen zu träge, gleichgültig oder feindselig ist.

Es geht ja nicht um die Politik, die wird in den Händen des Herrn Barrès und der *Revue Universelle* trefflich traktiert, es geht um Besseres. Die *Nouvelle Revue Française* hat einen hinreichenden kultivierten Leserkreis, um ihre literarische Haltung ohne Kompromiss bewahren zu können. Ist vom deutschen Geist die Rede, so wird von Figuren gesprochen, die ihn für die nächste Generation reiner repräsentieren werden als irgendwelche politische Männer der Rechten, die von nichts wissen wollen, was die der Linken tun: nämlich von Spengler, Keyserling, Gundolf. Und da ist es an der Zeit, zweier Mitarbeiter zu gedenken, deren Wirken die Kenntnis deutscher Kultur und eine Wiederannäherung an ihre Vertreter weit mehr fördert, als tausend Brudergesänge, die sich liebesberauschte Lyriker von beiden Seiten entgegenschmettern. Denn Liebe ist vorerst gar nicht sehr nötig, eine wechselseitige Bekanntschaft führt auf enttäuschungsärmeren Wegen zu solideren Zielen.

Um nun aber die beiden Männer bei Namen zu nennen, so handelt es sich um Félix Bertaux und Bernard Groethuysen. Ihre Kompetenz, über die deutsche Literatur ein Wort mitzureden, würde, falls es nötig wäre, durch den Hinweis gegen Zweifler verteidigt, dass Bertaux bei Erich Schmidt Lehrjahre durchmachte, Groethuysen bei Dilthey promovierte und an der Universität Berlin Privatdozent für Philosophie ist, — was ihn nicht hindert, die Hälfte des Jahres in

Paris zuzubringen. Der kritische Takt, der in den informierenden Arbeiten der Beiden keine Seite überspringt, darf als Vorbild hingestellt werden. Für Außenstehende ist es schwerer, mit den geistigen Strömungen Deutschlands in Fühlung zu kommen und zu bleiben, als in Deutschland selber, wo jeder auf irgendeiner Welle dahintreibt oder gegen irgendeinen Strom schwimmt; daher ist es auch immer eine *dominierende* intellektuelle Bewegung, nach der von den beiden Kritikern gespäht wird, ein sieghaftes Hervortreten einer eindeutigen Idee, um die sich die Intellektuellen gesetzmäßig gruppieren wie Eisenspäne um den Magneten. Groethuysen versichert, es herrsche das Chaos; Bertaux fragt sich in einem Aufsatz über „*Editeurs allemands*“ (Märzheft), worin er dem ungehemmten Fleiß der Schriftsteller und Verleger nach leichtem Erschrecken anerkennende Worte spendet: „*Mais la masse ainsi projetée a-t-elle une orientation nette?*“ Findet man in Spengler den Ausdruck des heute vorherrschenden Lebensgefühls, oder in Keyserlings Weisheit eines Brahmanen; macht Sternheim von seinem Mund als Bevollmächtigter der Mehrheit Gebrauch, wenn er Europa „zum Kotzen“ findet? Eine saubere Orientierung ist da schwer, darüber hilft selbst keine Courths-Mahler hinweg! Welcher der Brüder Mann behält schließlich in seiner Heimat Recht, der in seinem Konservativismus unpolitische Thomas; oder der aktivistische Heinrich, da beide in ihren Auflagen sich ungefähr die Wage halten? Wer möchte entscheiden? Der fernstehende Kritiker, der zum Schauen bestellt ist, hat den Vorteil, wenn man so will, in tiefster Seele nie durch all diese Widersprüche in Verwirrung zu geraten, er vermag zu begreifen, ohne unvermittelt ergriffen zu werden, da ihm die Atmosphäre fremd ist, aus der das Buch entsprang und in der es wirkt. Er schreibt nicht als aktiver Teilhaber der deutschen Literatur, sondern des französischen Publikums, und seine Wirkung ist ausschließlich bei diesem. —

Man ist zuweilen erstaunt, wie fix und sicher man in Paris das Urteil präsentiert bekommt, im deutschen Geistesleben gehe eben auch alles drunter und drüber. Holt man die gestrengen Richter auf zarte Weise etwas aus, so wissen sie über den *Untertan* H. Manns, über Werfel und vielleicht Sternheim einige recht einfache Bemerkungen zu sagen. Mit diesen Namen hätte Deutschland nicht die beste Vertretung im Ausland, aber es scheint, dass

viele Werte langsam über die Grenze kommen und dann dort etwas verspätet etwelches Aufsehen erregen, wie jetzt die Psychoanalyse Sigmund Freuds, die es immerhin schwer hat, ihren Rang als Modeartikel neben der Relativitätstheorie zu behaupten. Es wird ja nicht gerade ausgesprochen, aber es klingt oft genug zwischen den Worten im Gespräch: was kann denn jetzt von denen d'outre-Rhin Gutes kommen? Man sehnt sich vielfach begreiflicherweise vor allem nach Goldmilliarden.

Aber es wäre unbillig, das als „die Stimmung Frankreichs“ anzuschwärzen. Den Leuten, welche man vielleicht einmal vorzugsweise zitieren wird, wenn vom besten lateinischen Geist unserer Zeit gesprochen wird, genügt als Horizont nicht das Ausmaß zwischen Clignancourt und der Porte d'Orléans. Sie denken bedeutend europäischer und nicht bloß darum, weil sie sich zu den besten Lesern Nietzsches zählen dürfen. Als bedeutendster Name sei André Gide genannt, wobei nicht ohne Absicht zuvor einige Worte über Barrès vorangestellt wurden, da die charakteristischen Seiten beider sich gegenseitig hervorheben wie Schwarz und Weiß. Soll noch verraten werden, dass Barrès während des Krieges *täglich* hemmungslos einen Zeitungsartikel ergoss, wogegen Gide diese ganze Zeit, in der es so leicht war, sich mit etwas Begeisterung, Hass und Talent ein Rühmchen zu erhaschen, diese ganze Zeit hindurch *schwieg*. Und es ist dabei mehr herausgekommen. In einer Conférence über Dostojewski rührte Gide beiläufig an die Frage, ob der Weltkrieg eine tiefe bleibende Wirkung auf unsere Seele habe, ob jetzt noch ein Nachhall für immer in uns mitklinge, und diese Frage brachte er mit einem leidenschaftlichen NEIN zum Schweigen; mit einem Nein, unter welchem das Publikum zusammenschrak, das es als paradox empfand, weil es instinktiv hinter den großen Ereignissen der vier Jahre große Ideen vermutete und eher bereit war, einer Zeit schon bloß aus dem Grunde für das Leben positiven Wert zu verleihen, weil man gelitten hatte. Wer den Krieg dermaßen als geistig unfruchtbares Begebnis betrachtet, muss während seiner Dauer die Gedanken nach eigenen Sternen gerichtet haben, welche für die nach Schlagworten sich orientierende Masse entrückt waren. Für Gide bedeutet die Wiederanknüpfung intellektueller Beziehungen mit Deutschland keine mit Pauken zu feiernde Staatsaktion, da sie ein Gebot der Vernunft und eine Notwendigkeit für den europäisch Denkenden

ist. Ein französischer Schriftsteller, der in der englischen Literatur sich zuhause fühlt wie in der heimatlichen, der über Goethe, Schopenhauer und Nietzsche erkenntnisvoller spricht als Viele, deren Beruf statt Berufung es ist, darüber zu sprechen, der Europa und seine Menschen auf ungezählten Reisen kennen gelernt hat, — so einem Menschen begegnet man nicht jeden Tag. Erfreulich und schön ist, wie eine Reihe von Schriftstellern, und zwar von solchen, die ein eigenes literarisches Territorium besitzen, die Überlegenheit und Einzigartigkeit von André Gide mit spontaner Herzenswallung zu einem immer wiederkehrenden Lieblingsthema erheben. Das erlaubt einem, ihn als Wortführer einer Elite zu nehmen.

„De toutes les ignorances, celle de l'ennemi est la pire“, heißt es in seinem Novemberartikel, zu dem Ernst Robert Curtius mit seinem Aufsatz im *Neuen Merkur* (Juni 1921) den Anstoß gab. Er warnt vor der Isolation, in die man Deutschland drängen möchte, denn eines Tages könnte sich Frankreich darin befinden. Er zieht Nietzsche und Bossuet heran, um eigenen psychologischen Erkenntnissen verstärkten Nachdruck zu geben; er zitiert von Bossuet den Satz: „Il est arrivé qu'en méprisant *par raison* la haine de ceux dont il nous fallait combattre les prétentions, nous en acquérions l'estime, et souvent même l'amitié et la confiance“, und setzt hinzu: „Je souhaite qu'il en advienne ainsi“. Von Curtius weiß Gide, dass die deutsche Jugend nach Osten blickt, und er ist weit davon entfernt, dies belanglos oder lächerlich zu finden, was vielfach unter pariser Literaten zur Attitüde des Geistreichtums gehört. Als Franzose aus innerster Berufung muss es ihn schmerzen, sein Land geistige Provinzen verlieren zu sehen und genau zu wissen, wie weit es Schuld daran trägt. Keine Rücksicht hindert den sich selber gegenüber strengen Bekenner, die Verfehlungen seiner Landsleute festzustellen; nicht mit jener exaltierten Konfessions- und Selbstanklagesucht, in die gewisse deutsche Schriftsteller verfielen und damit dem Ausland, vor dem sie sich angenehm machen wollten, ein wenig begeisterndes Schauspiel boten, sondern mit selbstsicherer Würde, einer Würde, die durch das Bekenntnis erhöht wird. Nun muss aber hervorgehoben werden, dass man an dem Traktat von Gide noch etwas bemerken darf: die Kürze. Man spürt die Eile des Verfassers, sich wieder wichtigeren Dingen zuzuwenden; statt über seine geistige Haltung zu sprechen, das Zeug-

nis für sie dem schwereren künstlerischen Lebenswerk anzuvertrauen. Von neun Seiten sind mehr als fünf aus Curtius und Thibaudet zitiert. Gide hat nicht nötig, seine Stellung breit und ausführlich darzutun und zu begründen; wer etwas von seiner Mission hienieden begriffen hat, errät allerlei Konsequenzen, ohne dass er von Gide langfädige Kommentare zur Bestätigung erwartet. Gide wünscht geistigen Kontakt mit Deutschen, aber ohne beidseitige „dénationalisation de l'intelligence“. Das ist ihm ein Hauptpunkt. Mit der *Clarté*, die mittelst rationalem Dogmatismus alle Abgründe der tiefsten Wesensartung verschiedener Völker und Rassen überbrücken möchte, will er nichts zu tun haben. Das billige Postulat der Egalité, das Barbusse immer wieder aufstellt, muss einen außergewöhnlichen, differenzierten Geist zum Widerspruch zwingen; die nach einem Schema ohne überwältigende Logik hergestellten menschlichen Beziehungen sind flau, und die Beweise ihrer Anwälte sind noch lange nicht schlagend, wenn sie mit den banalsten Schlagworten vorgebracht werden, infolge der schöpferischen Unkraft zu neuen Urworten.

An diesem Problem hakt Thomas Mann ein, in seinem Aufsatz über die deutsch-französischen Beziehungen im Januarheft des *Neuen Merkur*. Er wendet sich mit seiner selbstgeschaffenen Terminologie gegen den „humanitären Internationalismus“, der sich von den großen Worten „Menschheit“, „Tugend“, „Vernunft“ die Segel schwellen lässt. Man wird wieder in den Gedankenbezirk der *Betrachtungen eines Unpolitischen* geführt. Th. Mann erklärt sich einig mit Curtius und Gide, wenn er vor allem die „Versklavung des Geistes“ durch die Politik fürchtet, die domestication de l'esprit, wie Gide es um eine Schattierung milder sagt. Seine Schlußsätze sollen hier stehen: „Möge der Geist sich politisieren — hoch über ihm wird dann der *Gedanke* sein. Der Gedanke ist nicht politisch, er ist religiös. Er ist die unfrivole Skepsis über den Alternativen, der Nihilismus der Menschenfreundlichkeit. Er ist die Anschauung, die Melancholie, die Gerechtigkeit, die Höflichkeit des Herzens; er ist die Freiheit.... Sein Wille ist Menschenordnung, Gesittung und würdige Gemeinschaft.“ Das ist eine künstlerisch-ethische Auslegung, die ja vielleicht von einem Hochherzigen ebenfalls auf den Begriff des politischen Geistes bezogen werden könnte. Denn dieser steht vor der Welt nicht so, wie er vor Th. Mann steht.

Pierre Mille jedoch sieht von Thomas Mann die Demokratie bedroht; er hatte schon gegen die *Betrachtungen eines Unpolitischen* lauschallende Anklageworte gefunden, wobei er, wie er zugibt, das Buch (wohl aus zeitökonomischen Gründen) nie gelesen hatte. Nun gibt er im Aprilheft der *Revue Rhénane* eine Réponse à Th. Mann, da er von diesem ziemlich spürbar angegriffen wurde. „Il n’y a de liberté de penser et d’écrire que dans une démocratie“, sagt er und nimmt die Geschichte von ihren Anfängen bis jetzt zur Zeugin. Aber die französischen Klassiker? Oder Voltaire und die Enzyklopädisten? Und Rousseau? Hätten sich wohl alle diese zu der Gedankenfreiheit Pierre Milles erhoben, falls sie nicht in einem absolutistisch regierten Staat geboren wären? Ein beglückender Gedanke! Gott sei Dank gibt es ja sogar in Deutschland Verfechter der demokratischen Staatsidee, die ohne derartige dreiste Geschichtskonstruktionen eine gewisse Überzeugungskraft auswirken. Pierre Mille meint es ja gut mit Deutschland und der Welt, er meint es auch gut mit Th. Mann, den er ritterlicherweise nirgends zu widerlegen sucht, sondern ihm seine eigene Überzeugung entgegenstellt, durchdrungen von seinem Recht. Er sieht schon einen neuen Krieg voraus, wenn sich Manns Ideale in Deutschland durchsetzen würden. Als Literat, als Franzose und als Europäer findet er sie gefährlich. Als Dichter, als Deutscher und Europäer sieht Th. Mann in ihnen die Möglichkeit geistig harmonischen Zusammenklanges, jenseits der Interessensphäre des Tages. Wer hat recht?

Es ist eine fruchtlose, wenig versöhnliche Debatte, wenn man die Probleme nicht ein bischen tiefer verfolgt als Pierre Mille. Zum guten Glück tut das René Lauret im gleichen Heft der *Revue Rhénane*. Er erinnert die Deutschen an ihre Germanensehnsucht nach dem Mittelmeer, er spricht von Goethe und Nietzsche, von ihrer Verbundenheit mit der romanischen Kultur und wünscht, dass es immer Deutsche geben möge, die sich von dieser mit Schönheit beschenken lassen. Ist es verhaltene Sympathie, die sich des Gedankens freut, schenken zu können? Oder ist es jener blöde Hochmut, der sich nicht genug tun kann, in ruhmredigen Phrasen die Überlegenheit der eigenen Kultur zu verkünden? Bei Lauret ist Sympathie im Spiele, sicherlich; lasst es uns wenigstens glauben.

Und sie ist heute das Wertvollste. Was nützt der ganze schöne Intellekt, wenn ihm nicht ein Dämon des Geistes und Herzens Impulse gibt, durch die er erst aus der Starre knochendürerer Begrifflichkeit zum Leben gehoben und erwärmt wird. Die Intellektuellen beider Seiten müssen mehr mitbringen zur Verständigung als „Interessen“ des Hirnes. Die geistigen Beziehungen zweier Länder bestehen schließlich im Wechselstrom, der zwischen Einzelmenschen spielt, und der dort entspringt, wo zwei Menschen in einem Augenblick der Erkenntnis sich nach einem höheren Gesetz durch alle Fernen verbunden fühlen.

Und wenn sich die Besten zweier Völker auf Erden im Zwiespalt wissen sollten, so mögen sie den Mut zum Glauben an eine „Sternenfreundschaft“ finden und wenigstens ihre Tragik erkennen und erleiden lernen.

ZÜRICH

MAX RYCHNER



AUS JEREMIAS GOTTHELFS „HERR ESAU“

Die im folgenden mitgeteilte Skizze ist Jeremias Gotthelfs unveröffentlichtem Roman *Herr Esau* entnommen, der im Herbst dieses Jahres in zwei Bänden die Presse verlassen wird (Verlag Eugen Rentsch, Erlenbach-Zürich).

Den *Herr Esau* schuf Gotthelf anno 1844, unmittelbar nach der Vollendung des *Anne Bäbi* und vor der Inangriffnahme des *Geldstag*, der Ende 1845 erschien. Zwei Briefe des besorgten Vettters Carl Bitzios in Bern, der Gotthelfs gewissenhafter Mentor in literarischen Angelegenheiten war, erklären, warum dieser den Roman ohne eigentlichen, kunstgerechten Abschluss ließ und in seinem Pulte zurückbehielt. „Den Esau betreffend“, lesen wir in dem einen dieser Briefe, „muss ich, trotz des vielen Vortrefflichen und Meisterhaften, das er enthält, bei meinem Urteile verbleiben, dass eine Publikation desselben gegenwärtig und vielleicht für lange Jahre nicht ratsam sei. Er ist und bleibt nun einmal fast durchgängig eine beißende Satire auf Regierungspersonal, Regierungsweise und unsere neuen Zustände überhaupt, die Dir unzweifelhaft die größten Verdrießlichkeiten zuziehen würde.“

Heute gehört die bewegte bernische Politik der Vierzigerjahre der Geschichte an, und wir haben unsere ungetrübte Freude an dem aus der Blütezeit Gotthelfs stammenden *Herr Esau*. Er zeigt dessen epische Uner-schöpflichkeit im hellsten Lichte; der Strom der Erfindung und der Einfälle rauscht voll dahin, der Humor strömt über und ist trotz aller „beißenden Satire“ noch nicht von der gereizten Verbitterung durchsäuert, wie wir sie in den Werken der letzten Periode finden.